

heutigen Afrika verschrieben weiß. Das Buch ist zweifellos eine hilfreiche Lektüre; ein Beitrag nicht nur zur afrikanischen Theologie, sondern zu Theologie und Glaube schlechthin.

Münster

Kossi J. Tossou

■ BECK HEINRICH, *Reinkarnation oder Auferstehung*. Ein Widerspruch? (47). (Schriftenreihe für Grenzgebiete der Wissenschaft. Hg. v. Andreas Resch. Bd. 14). Reschverlag, Innsbruck 1988. Brosch. S 78,—.

Der Vf. (Prof. f. Philosophie in Bamberg) bietet eine knappe und verständliche Auseinandersetzung mit der Frage der Reinkarnation. Nach einer ontologischen Grundlegung über die Beziehung von Körper und Seele wird überlegt, wieweit die dem Westen eigene Suche nach Unterscheidung (Dualismus) und das den Osten bestimmende Verlangen nach Einheit (Monismus) einander ausschließen oder auch als einander ergänzende Gesichtspunkte verstanden werden können.

Es ist für ein christliches Denken entscheidend, daß es dem Glauben an eine endgültige und leibhafte Auferstehung verbunden bleibt, die geschenkte Ereignis ist. Reinkarnation ist für dieses Ziel weder notwendige Voraussetzung noch könnte sie es aus sich heraus erreichen.

Anders ist es jedoch, wenn man sich die Läuterung in einem weiteren Leben als Alternative zum Fegefeuer denkt. Damit würde allerdings auch das bereits 'Erworbene' neu zur Entscheidung gestellt und könnte daher auch verloren werden. Beck verweist darauf, daß auch die 'abgeschiednen Seelen' für immer an die Materie gebunden bleiben und in Liebe mit der Schöpfung verbunden sind. Der Gedanke, daß diese Liebe zu einem nochmaligen Eintreten in irdische Abläufe führen könnte, erinnert stark an das buddhistische Ideal des Bodhisattva.

Die Möglichkeit einer Reinkarnation, die auf solche Weise und immer im Hinblick auf eine endgültige Auferstehung und den Willen Gottes gedacht wird, hat jedoch mit dem, was sie in einem anderen anthropologischen Denksystem bedeutet, außer dem Namen kaum mehr etwas gemeinsam.

Linz

Josef Janda

■ HUMMEL REINHART, *Reinkarnation*. Weltbild des Reinkarnationsglaubens und das Christentum. (128). Grünewald, Mainz/Quell, Stuttgart 1988. Kart. DM 18,80.

Was R. Hummel zum Thema Reinkarnation zu sagen hat, unterscheidet sich wohltuend von dem heute üblichen oberflächlichen Gerede, das auf Einverständnis abzielt, indem es die Aufmerksamkeit auf bestimmte psychische Erfahrungen lenkt. H. hat einige Jahre als Leiter eines theol. College in Indien verbracht; seit 1981 ist er Leiter der Evang. Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Stuttgart.

Der Glaube an die Wiedergeburt (bzw. Wiederverkörperung) ist der Versuch einer Antwort auf die Frage nach der Ursache und dem Sinn des Leidens, nach dem Bösen und nach dem Spielraum und den Folgen menschlicher Entscheidungen. Die Idee der Reinkarnation ist daher immer in eine bestimmte Gesamt-

schau der Welt und der menschlichen Existenz eingebunden und wird zu deren Ausdruck. Ist von der Reinkarnationslehre die Rede, wäre demnach immer zu fragen, welche gemeint ist.

Die Unterschiede zwischen östlichem und westlichem Denken sind auch in der Reinkarnationslehre groß. Was im östlichen Denken ein belastendes Mühen ist, wird nach westlichem Denken zu einem entlastenden Können. Dem Osten geht es um ein Auslösen der an der irdischen Welt orientierten Individualität, der Westen hat hingegen das Individuelle fast bis zur Absolutsetzung kultiviert; dadurch wird die Reinkarnation zu einem Mittel der Selbstverwirklichung und der Ausweitung der individuellen Existenz in Vergangenheit und Zukunft; sie wird zu einer neuen und auf das Individuum eingegengten Geschichtlichkeit.

Vieles von dem, was im Reinkarnationsglauben zum Ausdruck kommt, widerspricht dem christlichen Denken. So ist es christliche Überzeugung, daß die strikte Gerechtigkeit durch die Liebe abgelöst ist, wodurch der unbedingte Zusammenhang zwischen Tat und Folge aufgehoben ist; freilich bleibt es ein schwieriges Problem, die richtige Balance zu finden zwischen dem gratis Geschenkten und dem, was ausgelitten werden muß. Das Christentum erlebt in der neuerlichen Begegnung mit der Reinkarnationslehre eine Neuauflage des Gnadenstreites, wenn auch unter stark veränderten Voraussetzungen. Trotz aller Widersprüche bleibt dem christlichen Jenseitsglauben die Auseinandersetzung mit der Idee der Reinkarnation aufgegeben, wobei vom Christen mehr denn je verlangt ist, das Unchristliche von dem zu unterscheiden, was (nur) fremd und ungewohnt ist. Hummel zeigt auf, welche Bedeutung der Reinkarnation im Weltbild des Hinduismus, des Buddhismus, des Spiritismus (A. Kardec) und der Anthroposophie (R. Steiner) zukommt und wie sie aus christlicher Sicht betrachtet werden kann. Er bietet damit eine gute Grundorientierung zu einer heute viel diskutierten Frage.

Linz

Josef Janda

■ KALTENBRUNNER GERD-KLAUS (Hg.), *Im Anfang war das Spiel*. Schöpfertum und Glück zwischen Arbeit und Freizeit. (Herderbücherei Initiative 71). Freiburg—Basel—Wien 1987. Kart. DM 12,80.

Die Erinnerung an das Jahr 1938 muß nicht zwangsläufig zur kollektiven Depression führen. Auch in diesem Jahr gab es erfreuliche Ereignisse; zum Beispiel erschien damals Johan Huizingas Buch „Homo ludens“. Seit „Homo ludens“ wissen wir wieder, daß der Mensch nicht nur homo oeconomicus und homo politicus, daß Spielen kein Privileg des unfertigen Kindes, daß Spielen eine nicht zu unterschätzende Komponente des Mensch-Seins ist. Kapital und Arbeit, die unumschränkten Triebkräfte neuzeitlicher europäischer Geschichte, haben diese Aussicht auf den Menschen allzu oft verstellt. Wo Leistungsdenken, Zweckorientierung und Lustunterdrückung Raum greifen, findet das Spiel in seiner schönen, freundlichen Zwecklosigkeit keinen Platz mehr.

Huizingas Verdienste um eine Rückbesinnung zogen in den Jahrzehnten darnach eine Fülle von Literatur

zum Thema Spiel nach sich. Wer sich genauer informieren will, findet in Kaltenbrunners Buch eine umfangreiche Bibliographie. Er findet aber nicht nur dies; Kaltenbrunner hat verschiedene Beiträge gesammelt, die sich dem Thema Spiel aus unterschiedlichen Perspektiven nähern. Die Soziologie kommt zu Wort, die Völkerkunde, die Biologie, die Theaterwissenschaft, natürlich die Pädagogik, aber auch die Theologie. Was da gesagt wird, ist nicht immer ganz neu. Daß wir das Spiel in seiner freiwillig akzeptierten Regelmäßigkeit als nicht-entfremdetes Arbeiten deuten können, daß Modellspiele für das sogenannte ernsthafte Leben eine wichtige Funktion haben, daß spielerische Rituale im Alltagsleben oft zu finden sind, daß das zeitgenössische Theater an einer Spielkrise leidet: das alles ist auch schon an anderer Stelle von anderen gesagt worden. Und auch Huges Rahners Aufsatz über das „himmlische Tanzspiel“, über den deus ludens also, ist immerhin schon 1952 zum ersten Mal erschienen. Das Buch liest sich also einerseits wie eine Zwischenbilanz zur interdisziplinären Erforschung des homo ludens; eine fragmentarische Zwischenbilanz freilich, denn der Germanist vermißt gewiß einen Betrag über die Sprachspieltheorie, die seit Wittgenstein die Sprachwissenschaft so nachhaltig beeinflusst hat. Andererseits bietet das Buch — und darin sehe ich seinen eigentlichen Wert — dem Leser ohne umfassende Vorkenntnisse einen interessanten und vielseitigen Einstieg in die Thematik.

„Im Anfang war das Spiel“ — wenn Kaltenbrunner mit diesem programmatischen Titel sagen will, daß der Mensch Haltungen anstreben sollte, die Goethe einmal mit der Formel „Ernst ohne Trockenheit“ so treffend beschrieben hat, dann kann man gewiß zustimmen. Allerdings sollte man nicht ganz unerwähnt lassen, daß die Schickimicki-Mentalität des postmodernen Zeitgeistes aus allem und jedem eine Spielerei macht: Partnerschaft, Beruf, Kunst, Politik . . . Hauptsache, man unterhält sich. Lustig geht die Welt zugrunde! Wenn daher Ruth Rau in ihrem Beitrag die Sandkastenspiele und die Rituale des Liebesspiels in einem Zug mit den militärischen Plan„spielen“ der Supermächte abhandelt, dann wird mir plötzlich ganz ernst zumute. „Wir spielen immer“, heißt es bei Schnitzler. Furchtbar, wenn er recht behielte.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ KRANZ GISBERT, *Was ist christliche Dichtung? Thesen—Fakten—Daten.* (122). Pfeiffer, München 1987. Kart.

Gisbert Kranz selbst ist es, der sich in der Einleitung zu seinem Buch die Latte ziemlich hoch legt: „Was wir im folgenden entwerfen, ist eine Theorie der christlichen Dichtung.“ Der Verlag ist mit der hohen Selbsteinschätzung seines Autors einverstanden: Bisher habe es keine Kriterien der Unterscheidung zwischen christlicher und nicht-christlicher Dichtung gegeben; jetzt — im Jahre 1 nach Kranz — gibt es sie endlich.

Der Leser ist also gespannt, wie der Autor sein aufwendiges Vorhaben auf nicht einmal 100 Seiten realisiert hat. Erster Eindruck: Der Zugang zum Thema

ist überzeugend. Kranz begnügt sich nicht mit werkimmanenten Beschreibungen, sondern bezieht mehrere Konstitutionsfaktoren der Literatur mit ein: den Autor, das Publikum, die poetischen Mittel, schließlich die „Sache“ selbst, das „Christliche“ also. Was aber ist das „Christliche“? Kranz ist sich dessen bewußt, daß unterschiedliche Menschen, auch innerhalb der christlichen Gemeinschaft, unterschiedliche Vorstellungen vom „Christlichen“ haben. Die Frage „Was ist christliche Dichtung?“ stößt daher auf ähnliche wissenschaftstheoretische Probleme wie die Frage „Was ist realistische Literatur?“ oder „Was ist Romantik?“ Exakte Definitionen grenzen ein und grenzen aus; bis zu einem gewissen Grad bleiben sie immer Sache der persönlichen Wertung, es sei denn, eine letzte Instanz bestimmte dogmatisch, was christliche Dichtung zu beinhalten und wie sie auszuweisen habe. Da sei aber Gott vor (den ich mir in kulturellen Fragen ziemlich liberal vorstelle). Die „Sache“ wird auch dann nicht leichter zu klären, wenn sich Kranz von ihr ab- und dem Autor zuwendet. Wer ist ein christlicher Autor? Wer sich selbst dafür hält? Wen die Literaturkritik dazu macht? Wer christliche Motive verwendet? Kranz kritisiert an Karl-Josef Kuschel, daß er den Begriff des christlichen Autors allzu weit fasse. Möglich. Aber wie eng faßt ihn Kranz? Er begnügt sich mit der Antwort, daß dies alles eben nicht so leicht ist, und daß man es sich aber auch nicht leicht machen soll. Kranz' Grabungen im Bereich der formalen und sprachlichen Mittel bringen auch wenig Förderliches zutage. Christliches kann sich subjektiv-metaphorisch, intellektuell-rhetorisch, dramatisch, lyrisch, episch oder anders äußern. Auch so führt also kein Weg nach Rom.

Wir haben somit das Schlußkapitel erreicht und stehen da, so klug als wie zuvor. Wieder einmal hat einer versucht, eine theoretische Systematik zu erarbeiten, wo geschlossene kategoriale Systeme nur zu nutzlosen und letztlich willkürlichen Abgrenzungen führen. Kranz hat ein Buch geschrieben, das zwar im Detail interessante Fakten, kluge Überlegungen und brauchbare Denkanstöße enthält. Die Latte war aber eindeutig zu hoch gelegt. Weder gesicherte Unterscheidungskriterien noch eine Theorie christliche Literatur sind das Ergebnis dieser Arbeit. Brauchbar scheint sie mir vor allem für den ambitionierten Laien, auch für den interessierten Theologen, der den Weg zur Literatursucht. Dem Literaturwissenschaftler, den Kranz auch als Adressaten nennt, bringt das Buch aber wenig Neues.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ MUTH LUDWIG, *Lesen — ein Heilsweg.* Vom religiösen Sinn des Buches. Mit einer Einleitung von Eugen Biser. Herder, Freiburg—Basel—Wien 1987. Kart. DM 12,80.

Cur deus auctor? Gott hat die Schrift zum Medium der Offenbarung erwählt. Muth meint, dies sei kein bloßer Zufall, geschweige denn eine Notlösung, die aus dem begrenzten medientechnologischen Standard der Zeit erklärbar sei. Ob Gott — offenbarte er sich heute — den Evangelisten die Produktion von